

Vorwort

Politeia ist der Titel von Platons wichtigster politischer Schrift; der Begriff wurde ursprünglich für das freie und demokratische Leben in der „Polis“ – der Stadt – verwandt, in der Frauen und Sklaven allerdings nur eine Zuschauerrolle innehatten.

Im Frauen Museum wurde mit der Ausstellung „Politeia“ anlässlich des 50jährigen Bestehens der BRD und des 10. Jahrestages des Mauerfalls dieser Begriff zum Symbol für die Beteiligung von Frauen am öffentlichen Leben und an politischer Verantwortung.

Unter der Schirmherrschaft von Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth, Ministerpräsidentin Heide Simonis und der Schriftstellerin Christa Wolf wurde die Ausstellung gemeinsam von Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen aus Ost- und Westdeutschland erarbeitet. Gleichzeitig war sie krönender Abschluß der vielbeachteten Laufbahn von Prof. Annette Kuhn, Lehrstuhlinhaberin für Frauenforschung an der Universität Bonn. Herzliche Gratulation auch an Marianne Hochgeschurz, Gesamtleitung, und an die Museumsdirektorin Marianne Pitzen.

Mit der Dokumentation „Zeitzeuginnen erzählen...“ wird das Thema der Exposition literarisch aufgegriffen. Die Zeitzeuginnen erzählen von persönlichen Schicksalen und Erlebnissen aus der direkten Nachkriegszeit, berichten von Flucht, Vergewaltigung und Armutsprostitution, von der Annäherung und Versöhnung von Siegern und Besiegten. Deutlich wird, wie in dieser Zeit Frauen die maßgebliche Rolle gespielt haben. Sie waren es, die sich um Kinder und Flüchtlinge kümmerten, die Essen, Brennmaterial und Arbeit beschafften.

Dann teilt sich das Land. Stacheldraht wird ausgerollt und Mauern errichtet, die Familien und Freundschaften schmerzlich trennen. Trotz Resignation bleibt ein kleines Flämmchen Widerstand insgeheim erhalten. Manche bereiten die Flucht in den Westen vor, andere arrangieren sich und leben ihren Alltag hüben wie drüben. Immer wieder werden Erinnerungen wach an eine grausame Vergangenheit. Daneben wächst eine neue Generation von Frauen heran, die eigene Wege geht und unbelastet davon versucht, mit ihrem Frau-Sein umzugehen. Widerstände auf beiden Seiten, Verhaftungen und Proteste im Osten und im Westen, bis nach 28 Jahren die Berliner Mauer fällt. Schwestern, die sich aufgegeben hat-

ten, finden sich glücklich wieder. Andere Freundschaften, die über die Mauer hinweg existierten, zerbrechen an der neuen „Freiheit“. Während die 74jährige Vera müde wird und angesichts der drohenden Scheidung ihrer Ehe mit allen Männern abrechnet, die ihr Leben behindert haben, scheitert eine andere Frau am traditionellen Lebensinhalt von „Ehemann und Kindern“ und schafft sich darauf einen Vogel an.

Dieser ironische Schluss beweist: Die Ziele, die Frauen sich heute stellen, müssen andere sein als früher. Dank unserer kämpferischen Mütter und Großmütter und unseres eigenen Einsatzes für Gleichberechtigung steht Frauen endlich die Gesellschaft offen.

„Mit dieser Ausstellung haben wir ein Buch aufgeschlagen und viele Seiten der Geschichte lebendig gemacht“, sagte Annette Kuhn bei der Ausstellungseröffnung. Mit der Dokumentation „POLITEIA – Zeitzeuginnen erzählen... Szenen aus der Geschichte“ hoffen wir, eine kleine Seite dieses Buches zur Geschichte der Frauen in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg beizutragen.

Mein Dank gilt allen Frauen, die ihre Beiträge eingeschickt haben. Es waren so zahlreiche, dass nur ein kleiner Teil in der Anthologie veröffentlicht werden konnte. Dank auch den Frauen, die mich bei der Auswahl der Beiträge beraten haben, allen voran Eva Maria Liebenow, Benita Glage, Christina Glufke und Ika Lange. Zum Schluss möchte ich es nicht versäumen, mich bei der Stadt Bonn für die Gewährung eines Zuschusses zu bedanken, ohne den diese Dokumentation nicht zustande gekommen wäre.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich eine bewegende Lektüre und freue mich über jede Art von Resonanz.

Anne Jüssen

Literatur Programm im Frauen Museum
Bonn, im Oktober 1999

Plädoyer für eine Epoche♦

ihr sollt alles erfahren
über uns:
unsere ehre unsere zweifel von
gewissen schuld und scham
und manchem unvermögen
geduld des hasses
dem brennenden inferno
aufgestauter liebe vom
schmerz und den tränen
verborgen nachts als die
welt in geburtswehen lag

auch rom wurde nicht
an einem Tag erbaut
sagt ihr
ganz recht aber wir
machten schöpfungsgeschichte
aus sühne und lehm
und wenigerem
und wie schwer würde
es wiegen alle hoffnungen
der welt in eine welt
ohne hoffnung zu tragen

vertraut uns wenn euch
als alibi genügt daß ihr
erfahrungslos mit unseren
erfahrungen nicht namenlos
geblieben seid und
daß der code unserer herzen
für euch entschlüsselt
über unseren gräbern
weitergesendet wird

ihr sollt wissen um uns
damit wenn wir gehen
ihr nicht zweifelnden
sinnes hadert und
wenn ihr euch erinnert
ihr es bedenkenlos tut

Margit Theis, Zella-Mehlis

Fünzig Jahre Schweigen

Donnerstag, den 24. Oktober 1996. Ich bin beim studentischen Literaturkreis zu einer Lesung eingeladen, sitze erwartungsvoll mit sechs angehenden Dichtern beiderlei Geschlechts im Musikraum der Mensa und höre dem ersten Lyriker zu. Sein Gedicht beginnt:

„Die Abendsonne in meinem Garten
sieht aus wie zerrissene Leber...“;

dann schreit die Sonne und die Wassertropfen auf der Leine sind alle tot.

Der nächste, der vorliest, garniert ohne erkennbaren Zusammenhang seine Verse mit Wasserleichen:

„An der Biegung des Stromes
stauten sich die Leichen –
es waren immer Kinderleichen...“

Wo kommen die her, was meint er damit? Soll ich ihn fragen? Lieber nicht; die hier lesen, könnten alle meine Enkel sein, da können leicht Mißverständnisse aufkommen; ich warte, vielleicht verstehe ich sie ja doch noch.

Aber es geht so weiter, „wie eine ansteckende Krankheit“, denke ich. Ein selbstzweckhaftes Sich-Suhlen in Fäkal ausdrücken und Abstrusitäten.

Ein stilles, schüchternes Mädchen meldet sich zu Wort. Vielleicht hat sie anderes zu sagen. Nein, sie liest lauter schreckliche, häßliche Phantasien vor; ein Satz ist mir noch in Erinnerung,

„...der Selbstmörder wartet auf sie neben der Tanne, die er mit seiner linken Hand gefällt hat, aus der er eine Guillotine aufgebaut hat...“

Dann ist die Guillotine aber wieder weg, jetzt regnet es Ameisen.

„Wie alt sie wohl sein mag,“ denke ich, „und wie kommt sie auf diese grauenhaften Gedanken?“

Ich schätze sie auf 25. Dabei kommt mir mein 25. Geburtstag in den Sinn, der Tag, an dem mein erstes Kind starb. Wie immer wehre ich diesen Gedanken ab. Ich will dem Essay zuhören, den ein Mann jetzt vorliest, in dem es sich um eine Parkbank handelt, um Hundescheiße und einen Menschen, der weggeht.

„Laß ihn gehen“, denke ich resigniert und falle in meine Erinnerung an den Mai 1945 zurück, in dem ich 25 wurde und mein Kind elendiglich am Straßenrand in meinem Schoß verreckte.

„Oh, mir stehen auch solche Ekelwörter zur Verfügung“, denke ich, „ich könnte euch was erzählen über Kinderleichen, Hunger, Angst, Scheiße und zerrissene Lebern.“ – Ich bekomme Herzklopfen und mache meinen halbgeöffneten Mund wieder zu. Ich kann jetzt nicht sprechen, kann aber auch nicht mehr zuhören. Hier sind für mich die Stichworte gefallen, die wie Zündstoff wirken und in einer Eruption das fünfzig Jahre Verdrängte ins Bewußtsein zurückschleudern.

Die letzten Monate des Krieges waren für uns die glücklichsten gewesen. Mein Mann Christian kurierte seine schwere Verwundung aus, und ich war zu ihm nach Prag gezogen, weg von der Rüstungsfabrik, weg von schlaflosen Nächten, heulenden Bomben, aufgerissenen Ruinen, um in Ruhe mein erstes Kind, unseren Michael, zur Welt zu bringen, den wir, als wir sahen, wie klein so ein Baby war, vorerst Micheli nannten. In den großen Namen sollte er erst hineinwachsen, unser Kleiner.

Fünf glückliche Monate lebten wir zusammen, dann wurde Christian wieder an die „Front“ geschickt, wo immer das im April 1945 sein mochte, nachdem die Amerikaner schon an der Elbe mit den Russen zusammengetroffen waren. Ich blieb mit Micheli allein zurück, aber man kümmerte sich um uns.

Am 8. Mai wurde ich mit Kind, Kinderwagen und einem großen Rucksack, mit 25 anderen Frauen und deren Nachwuchs in einen Wehrmachtsbus gesetzt; und in einem langen, schwerfälligen Treck von Fahrzeugen und Truppen, schön geordnet, zogen wir los. Wir hatten mit zwei bis drei Tagen gerechnet, die wir unterwegs sein würden, notfalls auch doppelt so lange. Soviel Proviant und Trocken-Kindernahrung hatten wir dabei, natürlich kein Wasser. An der Moldau bei Pisek staute sich die Kolonne; die Amerikaner ließen uns nicht über die Brücke ans Westufer, wir warteten Tage und Nächte, dann holten uns die Russen ein, nahmen uns unseren Bus weg; die schöne Ordnung löste sich auf, aus den Tagen wurden Wochen...

Wochenlang Hitze, Dreck, Fäkalien, Fliegen, Krankheit. Mein süßes Kind ein dürres, kotzendes, schreiendes, in Krämpfen zuckendes, dann nur noch röchelndes Etwas, das endlich starb. Das war am 22. Mai, an meinem 25. Geburtstag. Ich selbst im dritten Monat wieder schwanger, an Ruhr erkrankt und ständig scheidend im

Straßengraben, den Treck im Auge, um den Anschluß nicht zu verlieren. Ich habe später nie darüber gesprochen, es wollte auch keiner wissen.

Dann die Nacht in der Scheune. Mehr als hundert Frauen mit ihren Kindern und ihrer sorgsam gehüteten letzten Habe. Der Einbruch der Russen, betrunkenes Gebrüll, Kommandos in fremder Sprache, der Aufschrei der hundert Frauen, der am weit entfernten Eingangstor begann, sich in einer riesigen Welle heranwälzte und sich brach an der hinteren Scheunenwand, an der wir enggedrängt lagen.

Seit dem Tod meines Kindes hatte ich nichts empfunden, keine Angst, keine Trauer, kaum Hunger oder Durst. Ich funktionierte mechanisch.

Jetzt schrie ich mit, ohne Wissen und Wollen. Das Leben kam mit solcher Wucht in mich zurück, daß es mich körperlich überall stieß; ich fühlte mein Blut rauschen und erlebte, wie eine mörderische Wut mich überflutete.

Es war stockfinster, ich tastete nach meiner Taschenlampe, nicht um Licht zu machen, oh nein. Ich zog mein Küchenmesser aus dem Brotbeutel und begann, die stumpf gewordene Klinge an dem Metall der Lampe zu wetzen.

„Bist du verrückt?“ zischte die Frau neben mir, die genau merkte, was ich tat.

Ich hörte es kaum. Alle meine Nerven spürten das Näherkommen der Soldaten und ich fühlte mit grausigem Entsetzen eine nie gekannte Lust in mir aufsteigen, Mordlust, atemlos, – den wilden Drang, gewaltsam in den Leib eines Mannes einzubrechen; dort, wo er weich und am verletzlichsten war, mein spitzes scharfes Messer in sein Fleisch zu stoßen.

Der Brand, der im Hauptgebäude des Gutes ausbrach, war die Ursache, daß die Soldaten von uns abließen und hinausrannten. Er hat mich davor bewahrt, zu morden. Aber seitdem wußte ich, wessen ich fähig war.

Ich schrecke aus meinen Gedanken hoch; jemand öffnet die Tür und steckt kurz den Kopf in unseren Raum. Mit dem Luftzug weht Essensdunst aus der Mensa herein. Es riecht nach Rotkohl.

Ich konzentriere mich wieder auf die Lesung. Am liebsten wäre mir jetzt ein Gedicht von Eichendorff oder Mörike; bei denen fand ich immer Trost.

Ich horche auf. Die andere junge Frau liest doch jetzt tatsächlich den leichten, kapriziösen Dialog eines von ihr erfundenen Liebespärchens vor. Das gefällt mir. Eine solch heitere, verspielte Verliebtheit hatte ich auch einmal erlebt, als ich jung war.

Mit Ulli war es so locker und vergnügt gewesen. Ulli mit seinem Berliner Mutterwitz, seiner Unbekümmertheit, seinen schlenkerigen Gliedmaßen, Ulli, wenn er bei unseren Parties am Klavier saß und ohne Noten, ohne je Musikunterricht gehabt zu haben, eine schmissige Tanzmusik hinlegte, Ulli, der sämtliche amerikanischen Schlager kannte und Richard Wagner zu einem Rhythmus verhotete, der uns in die Beine fuhr.

Als du wieder an die Front mußtetest, brachte ich dich zum Bahnhof, Ulli, weißt du noch? Deinen Eltern hast du gesagt, dein Zug ginge um acht abends. So hatten wir noch vier Stunden Zeit für uns. Wir saßen in der verdunkelten Bahnhofswirtschaft mit anderen Paaren, die auch keine Bleibe hatten. Wir küßten uns, küßten uns von abends acht bis Mitternacht, bis dein Zug ging, und tranken dabei markenfreie Heißgetränke, schön rot und süß und ohne jeglichen Alkohol. Immer wieder ging ein Soldat oder ein Mädchen an den Musikautomaten, steckte einen Groschen rein und spielte „j’attendrai“ – „komm zurück...“, immer wieder „j’attendrai“, die halbe Nacht...

Als wir uns oben auf dem Bahnsteig zum letzten Mal umarmten, schepperte und klapperte alles an dir, das Kochgeschirr an deinem Koppel, die Gasmaske in der Blechbüchse, Stahlhelm, Seitengewehr, ich weiß gar nicht, was du noch alles an dir hängen hattest. Das Zeug machte Krach wie eine ganze Militärkapelle. Als du dich dann vom Perron zu mir herunterbeugtest, aus der Höhe deiner fast zwei Meter, in deiner schlackerigen Gefreitenuniform, rief ich „...daß du mir ja nicht umfällst, mein prächtiger Schellenbaum!“ Darüber mußten wir beide ganz schrecklich lachen, wir konnten überhaupt nicht mehr aufhören zu lachen, wir lachten, bis uns die Tränen kamen und dein Zug abfuhr.

Vier Wochen später war Ulli tot.

Kurz danach kam Karlo zurück, Karlo, mit dem man zu Ullis Musik so herrlich Swing tanzen konnte. Er schrieb aus einem Lazarett im Thüringer Wald, dort hatten sie ihm das rechte Bein amputiert, ganz oben, am Oberschenkel.

Ich stand in meinem Rüstungsbetrieb zwölf Stunden am Tag und heulte in meine Maschine hinein. Das durfte aber nicht sein, denn darunter litt die Präzision, und von der Präzision meiner Arbeit war der Panzerfahrer oder Pilot abhängig, in dessen Kiste das gefertigte Teil eingebaut werden sollte. Außerdem war es Sabotage und konnte schwer bestraft werden.

Nicht mal trauern durfte ich ungestört um euch, meine besten Freunde, auch nicht nachts allein im Bett, denn dann kamen eure Kameraden von der Gegenseite und schmissen Spreng- und Brandbomben, später sogar Luftminen, groß wie Litfaßsäulen. Wir mußten in den Keller oder wenn wir Pech hatten, aufs Dach, die klebrigen Phosphorbrände löschen, die dabei immer wieder zu neuen Brandherden auseinanderspritzten. Ich habe sogar einen Orden dafür bekommen, stell dir vor.

Ich habe lange nicht an dich gedacht, Ulli, ausgerechnet hier wirst du für mich wieder so lebendig, wie ich dich kannte. Wie du wohl heute wärest, wenn du noch lebstest? Hättest du Arthrose in den Fingergelenken und könntest nicht mehr Klavier spielen? Würden wir trotzdem immer noch lachen, auch wenn wir nichts zu lachen hätten? Oder wärest du ein muffelnder Greis? – Ach, Ulli! Stell dir vor, ich bin jetzt eine alte Frau von 76 Jahren und immer noch mit dem Mann verheiratet, den ich nach dir kennen und lieben lernte. Er ist zurückgekommen. Demnächst werden wir Urgroßeltern.

Von unserer 1920er-Clique ist nur Karlo wiedergekommen. Fritz ist „vom Feindflug nicht zurückgekehrt“, die Zwillinge Albert und Bernhardt sind in Rußland geblieben und Hans-Joachim ist seit Stalingrad vermißt.

Weißt du noch, wie schick meine Freundin Heidi in ihrer Blitzmädel-Uniform war? Sie ist umgekommen, als ihre Flakstellung einen Volltreffer abkriegte, kurz vor Kriegsende. Annemie hat 1948 einen Ami geheiratet und lebt jetzt hier in Bonn. Sie hat noch Fotos von 1934, wo wir alle als Konfirmanden drauf sind.

Jetzt bin ich wieder abgedriftet. Eigentlich wollte ich mich zu dem anmutigen Dialog äußern. Bei den anderen Teilnehmern hat er offenbar keine besondere Resonanz ausgelöst, nicht düster und nicht häßlich genug. Ich bin ratlos. Ich möchte, daß die hier glücklicher sind, als ich es in ihrem Alter war, aber heute wage ich noch nicht, das zu sagen.

Düster, häßlich und schwer war es auch in der ersten Nachkriegszeit. Meine Flucht endete in München. Die Stadt war eine Trümmerwüste; in den stehengebliebenen Wohnhäusern drängten sich die Besitzer und die bei ihnen einquartierten Ausgebombten auf engem Raum zusammen. Verständlich, daß sie nicht für Flüchtlinge noch enger zusammenrücken mochten. Ich, die Preußin, die Protestantin, war in Bayern nicht willkommen. Ich war erschöpft und unendlich müde, wollte am liebsten nur schlafen, schlafen, schlafen... Aber das ging nicht, der Kampf ums Dasein ging in anderer Form weiter. Ich hatte endlose Mühe, eine Zuzugsgenehmigung zu erhalten. Ohne Zuzugsgenehmigung keine Lebensmittelkarten, ohne Lebensmittelkarten keine Nahrung für mich und mein ungeborenes Kind. Das hieß, mit meinem schweren Bauch stundenlang Schlange stehen vor den verschiedenen Ämtern, die sich redlich bemühten, den Mangel gerecht zu verteilen.

Ich besaß nach der Flucht nichts mehr, was ich auf dem Schwarzmarkt hätte eintauschen können.

Ich erinnere mich an das erste Nachkriegsweihnachten. Christian war aus der Gefangenschaft zurück und auf der Suche nach Arbeit, was sich als schwierig erwies, denn außer Soldat hatte er nichts gelernt.

Seinen Vater hatte er im ersten Weltkrieg verloren, nun erfuhr er, daß er auch seinen Sohn verloren hatte. Über beides sprach er nicht, nie.

Seit sechs Wochen hatten wir wieder ein Kind, ein kleines Mädchen, Leni. Die Geburt war schwer und lang gewesen, das winzige Geschöpfchen war krank und schrie nächtelang. Die Mitbewohner beschwerten sich und gaben nutzlose Ratschläge. In meiner Angst nahm ich jeden Abend das schreiende Lenchen zu mir ins Bett und legte ihr Gesichtchen ganz nah an meines, so daß sie meinen Atem spürte. Oft schlief sie dann ein und ich fühlte getröstet die Nähe des warmen, lebenden Körperchens. Dieses Kind hatte schon vor seiner Geburt soviel Schlimmes erlebt.

Zu dritt bewohnten wir ein Zimmer in einer überfüllten Wohnung. Wenn für Stunden die Gas- und Stromsperre aufgehoben war, drängte sich alles in der Küche. Jeder sah, was jeder hatte; manche hatten mehr als die auf Normalverbraucherkarten-Angewiesenen und brauchten auch mehr Gas, um ihren Weihnachtskuchen zu backen. Für die große Wohnung gab es nur einen Gas- und Strom-

zähler, der unerbittlich anzeigte, wenn wir unser Kontingent verbraucht hatten. Ein richtiger Weihnachtsfriede wollte sich nicht einstellen.

Was trotzdem wunderschön war, das war der bescheidene Weihnachtsmarkt. Keine laute und rummelige Attraktion, auch nicht sehr hell, nein, nur ein paar Buden auf dem Viktualienmarkt, eine heimelige Angelegenheit mit Ölfunzeln und duftendem Tannengrün, sogar mit Plätzchen auf Fett- und Nährmittelkarten und Lametta gegen Abgabe von Zeitungspapier. Die „Süddeutsche“ erschien schon wieder, erst einmal, dann zweimal wöchentlich. Die zwei Blatt, aus denen die jeweilige Ausgabe bestand, mußten nach dem Lesen gut eingeteilt werden, sie sollten noch für Klopapier und für die Kochkiste reichen.

Am Heiligabend hatten wir es dank der Sonderzuteilung von Brennholz relativ warm im Zimmer; es zog nur wenig von den mit Pappe vernagelten Fenstern und dem schwarzen Brandbombenloch in der Decke. Das war mit einem Bogen Papier abgedichtet, der bei jedem Luftzug knisterte.

Im Radio sangen die Wiener Sängerknaben:

„Und der Heitschi-Bumbeitschi ist kummen
und hat mir mein Büblein weggenommen,
er hats weggenommen und hats nimmer bracht,
drum sag i meim Büblein a recht gute Nacht...“

Das erst gab mir den Rest. „Dieser Schmatzfetzen...“ schrie ich und wollte das Radio ausmachen. Statt dessen weinte ich bitterlich und sie sangen weiter,

„Aber heitschi-bumbeitschi, bummbumm, bummbumm,
aber heitschi bumbeitschi, schlaf lange...“

Das Radio war jetzt kein von Staat und Partei gelenktes und zensiertes Propagandainstrument mehr. Die Berichterstattung war frei, und schon bei den Sendungen über den Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß kamen unfaßbare und entsetzliche Dinge ans Licht, an denen ich mich auf eine diffuse und elende Art mitschuldig fühlte. Das verschloß mir den Mund. Mein persönliches Leid versank in Schweigen und Vergessen, fünfzig Jahre lang. Nur einmal im Jahr an meinem Geburtstag, der auch meines Kindes Todestag war, konnte ich mich der Bilder nicht erwehren. Von Verklärung keine Spur; es waren häßliche Bilder, so wie es eben damals gewesen war. Ich sah das wachsbleiche tote Gesichtchen,

aus dessen rechtem Nasenloch eine dicke Fliege gekrochen kam. Da hatte ich meinem Kleinen zum letzten Mal das Näschen geputzt.

Donnerstag, den 7. November 1996. Ich war heute wieder im Literaturkreis und habe vorgelesen, was ich hier geschrieben habe. Eine junge Frau weinte ein bißchen, von den anderen kamen ein paar Formulierungsvorschläge. Sonst sagten sie nicht viel, aber sie hatten mir zugehört.

Ich werde wieder hingehen.

Ilse Henle, Bonn